

Eigentumsdelikte

MICHAEL HELMING



Im Stiegenhaus roch es für gewöhnlich nach Haben. Doch an jenem Abend lag konzentriertes Sein in der Luft. Alles überdeckend, wie ein Zuviel an scharfem Reiniger, kroch es mir beim Heimkommen in die Nase, raubte mir nahezu den Atem. Der gewohnten Witterung noch nachspürend, dachte ich bei mir, dass jedes Ding jemandem gehört; und unmittelbar fragte ich mich, ob nicht auch ein jeder jemandem oder zu jemandem gehört. Schon im nächsten Schritt, kaum also mit einem Fuß eine Stufe weiter, mitten im Marsch durch die Geschosse, sagte ich mir dann wieder einmal: Ich gehöre nur mir selbst.

Den Schlüssel bereits zur Hand, fand ich – zu meinem Befremden – die Wohnungstür sperrangelweit offen stehend vor. Im Flur brannte Licht. Allerdings waren nirgendwo Geräusche zu hören. Obwohl die Polizei in solchen Fällen zum Rückzug rät, weil man sonst mögliche Diebe überraschen und sich hierbei selbst in Gefahr bringen könnte, zögerte ich nicht, meine eigenen vier Wände zu betreten. Dasselbst erwartete ich Unordnung, geöffnete Schränke und Kommoden, ein Chaos aus wild verstreut am Boden herumliegenden Sachen. – Doch schien mir unmittelbar alles so ordentlich wie ich es zurückgelassen hatte.

Im Wohnzimmer indes stieß ich – bei gedämpftem Licht – auf eine Person, die ich für einen Einbrecher halten wollte. In meinem Sessel sitzend, meinen Hausmantel sowie meine Pantoffeln tragend und mir alles in allem sehr ähnlich sehend, musste ich bald vermuten, ich sei es selbst, derweil ich zugleich nur wenige Schritte entfernt fest auf meinen beiden Beinen stand. Ich wünschte mir sitzend einen guten Abend und hörte mich aus dem Stand diesen Gruß erwidern. Aus dem Sessel heraus bot ich an, bitte Platz zu nehmen, lehnte jedoch ab, denn ich wollte keinesfalls ebenda sitzen, wohin ich selbst einen Besucher platziert hätte, wenn denn jemals jemand bei mir daheim vorstellig geworden wäre. Obendrein: Mich bei mir selbst auf einen Platz verweisen lassen, dazu noch von mir selber – hätte ich mich damit nicht völlig aufgegeben?

Ich sah mich um, ohne mich von der Stelle zu rühren. Nichts schien verändert. Unbewegt starrte mich von der Wand hinter dem Sessel ein kapitaler Zwölfender an. Vor Jahren hatte ich diese Druckgrafik gekauft, die digitale Abstraktion einer Jagdszene des achtzehnten Jahrhunderts. Mittels Verfremdung neutralisierter Kitsch. Das also scheidet Mensch und Tier, dachte ich. Tiere besitzen nichts. Nicht einmal ein Revier oder einen Rivalen können sie total vereinnahmen. Ihnen allen fehlt das Konzept des Solitärs, selbst den Einzelgängern unter ihnen. Dafür müssten sie zunächst eine Idee von Individualität besitzen. Sie besitzen nichts und ihnen fehlt nichts – dem Menschen hingegen. – Derweil saß ich in meinem Sessel unter dem Zwölfender und beobachtete mich, wie ich immer noch reglos und allein mitten im Raum stand. Scheinbar fehlte hier nichts. Im Gegenteil. Einseitig betrachtet war da jemand zu viel.

Natürlich weigerte ich mich, die Wohnung zu verlassen. Sie gehörte ja mir. Einen Rivalen vertreibe ich mit wenigen Worten, so dachte ich. Dann erklärte ich knapp, ich wolle jetzt allein sein und leise für mich fügte ich hinzu: Ganz allein, nicht nur allein mit mir. Im Sessel hatte ich mich gehört und schlug ein Bein über das andere, bevor ich fragte, ob denn Alleinsein nicht unvollkommen sei, wenn man daran leide? Trotzig verneinte ich, obwohl ich die richtige Antwort kannte. Mir war längst bewusst geworden, was übrig bleibt, wenn einem im Alleinsein sämtliche Freuden an allem und jedem – ja, sogar an sich selbst – abhanden kommen.



Aber ich sagte mir: Ich werde jetzt nicht mit mir streiten. Die Blicke des Zwölfenders gingen über mich hinweg und lagen auf mir. In der Wand hinter dem Tier gab es einen Tresor. Das Bild verbarg ihn vor Dieben, die sich nicht auskannten. Starr blickte der Zwölfender zu mir herüber, geradeso als wartete er nur darauf, was ich als nächstes tun würde – und das Augenpaar im Sessel ließ ebenfalls nicht einen Sekundenbruchteil von mir ab. Ich begann, mit dieser Beobachtung, unter der ich stand, ein paar Schritte durch den Raum zu wagen, ihm lediglich einige wenige Bewegungen ab-zujagen. Bald drehte ich mich im Kreis, um mich und mich, wie ein Hund den anderen umrundet, ihn erforschend, kennenlernen; und wie er sich wieder und wieder um die eigene Achse dreht, bevor er sich hinlegt. Weiter und weiter holte ich aus, erreichte die Balkontür – ließ kühlste Luft ein. Doch selbst die Kälte vertrieb mich nicht. Ich saß da und machte weiterhin keinerlei Anstalten, mich zu erheben. Schließlich packte ich den Sessel mit beiden Händen, wuchtete ihn mitsamt mir auf den Balkon und stieß ihn dort über die Brüstung. Kurz darauf hörte ich eine Art Knall. Im Wohnzimmer fehlte der Zwölfender, der in den Wald hinter sich geflohen oder irgendwo niedergestreckt im eigenen Blut liegen mochte. Die Lichtung war leer und ich riss die Grafik von der Wand, warf sie übers Balkongeländer – und dann waren da bald noch viele andere Dinge, die dem Tier in die Tiefe folgten.

Später, in geruchloser Nachtluft, fand ich mich auf dem Balkon. Ich sah den Dingen nach, die unten auf der Straße eine freudlos ferne Barrikade bildeten. Im Wohnzimmer herrschte ein Durcheinander aus wild verstreut am Boden herumliegenden Sachen. In der nackt leeren Wand stand der Tresor einsam offen. Sirenen hörte ich in der Ferne. Sie kamen anscheinend näher. Man darf mich nicht zu oft und nicht zu lange mit mir allein lassen.